

Wolfram von Eschenbach Parzival

Eine Auswahl
mit Anmerkungen und Wörterbuch

von

Dr. Hermann Jantzen

Dritte Auflage bearbeitet von

Prof. Dr. Herbert Kolb



Sammlung Göschen Band 921

Walter de Gruyter & Co. · Berlin 1966

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag,
Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorbemerkung	3
Einleitung	4
Parzival	11
Eingang	11
Erstes Buch: Gahmuret und Belakane (Inhaltsangabe)	13
Zweites Buch: Gahmuret und Herzeloide (Inhaltsangabe)	13
Drittes Buch: Parzivals Jugend und Eintritt in die Welt	14
Viertes Buch: Parzival und Kondwiramur (Inhaltsangabe)	30
Fünftes Buch: Parzival kommt zum Gral	31
Sechstes Buch: Parzival an Artus' Hofe.	40
Siebentes und achttes Buch: (Inhaltsangabe)	68
Neuntes Buch: Parzival bei Trevrizent	69
Zehntes bis vierzehntes Buch: (Inhaltsangabe)	95
Fünfzehntes Buch: Parzival und Feirefiz	96
Sechzehntes Buch: Parzival wird Gralkönig	103
Wörterverzeichnis	110
Bibliographischer Hinweis	128



Copyright 1966 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlags-
handlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J.
Trübner — Veit & Comp., Berlin 30. — Alle Rechte, einschließlich der Rechte
der Herstellung von Photokopien und Mikrofilmen, von der Verlagshandlung
vorbehalten. — Archiv-Nr. 73 30 664 — Druck: W. Hildebrand, Berlin. —
Printed in Germany.

Vorbemerkung

Der erste Herausgeber dieses Bändchens, dem ebenso wie die Auswahl der Textstellen, die Mühe der überleitenden Inhaltsangaben und die Sorgfalt des Wörterverzeichnisses sowie der Anmerkungen auch die Gestaltung der Textform zuzuerkennen ist, hat sich hierbei im wesentlichen an die von Karl Weinhold besorgte 5. Ausgabe (Berlin 1891) des Parzival im I. Bd. der Werke Wolframs von Eschenbach nach Karl Lachmanns *editio princeps* von 1833 gehalten. Die geringfügigen Änderungen, die er an dem Lachmannschen Text vornahm, entstanden hauptsächlich aus einer gewissen Vorliebe für altertümlichere Lautformen (z. B. regelmäßig *rüter* für *ritter*, *saget(e)* für *sagt(e)*, *nemet* für *nemt* usw.) und aus dem Bestreben, gewisse Eingriffe in die handschriftlich überlieferte Form des Textes, zu denen sich Karl Lachmann nach (heute überholten) metrischen Prinzipien berechtigt glaubte, zu mildern oder ganz zu beseitigen.

Der neueste Herausgeber und Bearbeiter des Lachmannschen Textes ist darin noch weiter gegangen: „Auch die durch die eng gefaßten metrischen Regeln Lachmanns bedingten Wortverkürzungen oder Wortverschlingungen, die bisher immer das Schriftbild gestört und das Lesen erschwert hatten, habe ich in Übereinstimmung mit der heutigen Auffassung der mhd. Verslehre der üblichen Schreibung angepaßt“ (E. Hartl, S. XLIII). Außerdem unterscheidet sich die äußere Gestalt der neuesten Ausgabe, verglichen mit der im wesentlichen auf Lachmann beruhenden Schreibweise des vorliegenden Textes, durch größere Konsequenz und Einheitlichkeit in der Orthographie (z. B. regelmäßig *v-* im Wort- und Silbenanlaut, wo *L.* zwischen *f-* und *v-* schwankt; regelmäßig *c-* in anlautender Konsonantenverbindung statt *k-* bei *L.*; konsequent *pf* für die Affrikata, die *L.* oft mit *ph* wiedergibt). Im ganzen darf gesagt werden, daß die geringfügige Verschiedenheit des Schriftbildes unseres Wolfram-Textes von dem anderer Ausgaben für eine erste Einführung und das Verständnis der Dichtung, denen dieses Auswahlbändchen doch dienen soll, unerheblich ist. Alle Herausgeber haben die wahrscheinlich auf Wolfram selbst zurückgehende und in den meisten Handschriften deutlich zu erkennende Einteilung des Parzival in 16 Bücher und in Abschnitte zu je 30 Versen beibehalten.

Dem vorliegenden Bändchen ist auf S. 128 ein bibliographischer Hinweis angefügt, der weiterer Beschäftigung mit Wolframs Gralerzählung den Weg zu Texten, Übersetzungen, Darstellungen und Untersuchungen zeigen möchte.

Einleitung

Das Jahrhundert von 1150—1250, an Eigenart, Höhe und Vielgestaltigkeit seiner literarischen Hervorbringungen das fruchtbarste Jahrhundert des europäischen Mittelalters und eines der reichsten der europäischen Literaturen überhaupt, schuf auch die Gralromane, von denen Wolframs von Eschenbach Parzival sicher die abgerundetste, reifste und überzeugendste Gestaltung genannt werden darf, zu einem Teil schon deshalb, weil der deutsche Dichter als erster und bis dahin einziger unter den Gralautoren sein Werk als ein Ganzes bewältigt und hinterlassen hat. Wolframs Gralerzählung, nach einem guten Jahrzehnt literarischer Arbeit etwa 1210 vollendet, wurde in Deutschland schon zu seinen Lebzeiten und nicht weniger von der Nachwelt als ein Gipfel höfischer Dichtung empfunden und bewertet. Davon zeugt die Tatsache, daß sich kein anderes Werk seiner Art in so vielen Handschriften und -bruchstücken (im ganzen 85) bis in unsere Zeit erhalten hat, ebenso sehr wie die ausdrückliche Wertschätzung, derer sich der Dichter noch über Jahrhunderte hin erfreuen konnte. Sie findet sich bereits ausgesprochen in Urteilen wie dem seines Zeitgenossen und Landsmannes Wirnt von Grafenberg, der in seinem einzig uns bekannten epischen Werk von Wolfram, dem *wîsen man von Eschenbach*, rühmend sagte: *leien munt nie baz gesprach* (Wigalois, v. 6346).

I. Der Parzival ist der höfischen Literatur zugehörig, die in den Jahrzehnten um 1200 im ganzen westlichen Europa ihren Höhepunkt und ihre größte Dichte erreichte. Er gehört zur höfischen Literatur insofern, als er aus dem Geist eines in der Welt verhafteten und verpflichteten Rittertums von feinsten Kultivierung und hohem ständischem Bewußtsein geschrieben ist und über weite Strecken in der bevorzugten Region ritterlich-höfischer Erzählkunst verweilt: in dem sonderbar irrationalen, anaturalistischen und der Wirklichkeit jener Zeit gegenüber autonomen Reich des Königs Artus. Dieses Artusreich, von keltischer Volkssage ausgehend und durch die Literatur erst geschaffen und ausgestaltet, ist der imaginäre Mittelpunkt einer übernationalen ständischen Gesellschaft, die wir die höfische nennen. In ihm bringt die Literatur eine ideale Formung hervor, die, wie sehr oder wie wenig die Gesellschaft jener Zeit ihr wirklich nahegekommen sein mag, vom Rittertum als zeitlos gültig, unwandelbar und über Grenzen hinweg

beispielgebend angesehen wird. Alles Rittertum jener Jahrzehnte, soweit es über seine vitalen und politischen Funktionen hinaus die Muße literarischer Unterhaltung und durch die Literatur geprägter Gesellschaft pflegt, weiß sich auf das Artusreich bezogen und, dort seiner zeitgebundenen Aufgaben enthoben, in einer reineren und höheren Potenz repräsentiert durch den Hof und die Tafelrunde des Königs Artus, an der die zwölf Besten und Edelsten in schöner Gleichheit ihres Ranges versammelt sind.

Es ist verständlich, daß dieses Artusreich, imaginärer Beziehungspunkt der literarisch ungemein interessierten und aufgeschlossenen höfischen Gesellschaft, durch die Verlockung seines schönen Scheins und durch das Verführerische seiner eigentümlichen, märchenhaften Gesetzlichkeit leicht die Gefahr heraufbeschwören konnte, der die ihm Zugewandten zu erliegen drohten: die Gefahr der Verselbständigung und gänzlichen Loslösung höfischer Vorstellungs- und Erlebnisformen vom Realen, die Gefahr der völligen Ästhetisierung des höfischen Rittertums, das in der schimmernden schönen Idealität des Artusreiches sich wiederzuerkennen versucht war. Wolfram von Eschenbach gehörte zu jenen, die sich der realen, der geistigen und religiösen Grundlagen ihres Standes bewußt geblieben waren und mit Entschiedenheit das ihre taten, um das Bewußtsein ritterlichen Auftrags in der Welt und ritterlicher Verantwortung vor Gott wachzuhalten und — wenn nötig — wachzurütteln. Sein Gralepos, ohne je zu verleugnen, in Teilen Artusroman zu sein, geht weit über den Artusroman hinaus und ist zugleich Überwindung des bloßen Artusromans, indem er dem Artusreich eine höhere ritterliche Daseinsform überordnet: die Gralritterschaft, um das Geschlecht der Gralkönige versammelt, mit dem Gral als ihrem kultischen und spiritualen Mittelpunkt.

II. Der Weg, der zum Gral führt und den die Hüter des Grals zu beschreiten haben, ist eine *via media* zwischen höfischem Rittertum in der Nachfolge des Königs Artus, das in einer Welt der schönen Täuschungen sich selbst genug ist und in seiner Selbstgenügsamkeit sich von den Ansprüchen Gottes entfernt hat, und der Nachfolge Gottes in den religiösen Lebensformen der Priester und Mönche. Der Leitspruch dieses mittleren Weges, auf dem nach Wolframs Glauben der ritterliche Mann beiden, der Welt und Gott, Genüge und Gerechtigkeit tun kann, ist vom Dichter an der exponiertesten Stelle

der Erzählung, im Epilog, formuliert worden: Wer sein Leben so vollendet, daß das Streben seiner Seele zu Gott durch das Begehren des Leibes keinen Schaden erleidet, und wer auf der anderen Seite sich die Zuneigung der Welt mit Würde bewahren kann, den hat zeitlebens ein nützliches und segensreiches Bemühen geleitet (827, 19—24). Dieser Leitsatz des Parzival, der den kategorischen Imperativ christlichen Rittertums in sich schließt, ist nicht Wolframs alleiniges Eigentum; er teilt ihn mit anderen höfischen Dichtern des 12. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende. Doch nirgends ist er der Darstellung eines Menschenschicksals so tief und vollkommen eingeprägt wie in seinem Parzival. Denn der Weg des jungen Gralsuchers, im Kontrast zu der bloß diesseitig-höfischen Lebensführung des Artusneffen Gawan dargestellt, ist von Anfang an ein Tasten nach dieser *via media*, das vor Abirrungen und Ratlosigkeiten nicht bewahrt bleibt und am Ende doch an sein ihm aufgetragenes Ziel gelangt. Es ist ein Dasein, das sich in der Schule ritterlicher Lebensführung unter christlicher Zurechtweisung läutert und erhebt zur Gralwürdigkeit. In diesem Sinne darf man Wolframs Werk einen Erziehungsroman großen Stils nennen, den ersten in deutscher Sprache, den Erziehungsroman des seiner christlichen Grundlage und Zielsetzung bewußten Rittertums.

III. Wolframs poetischer Habitus ist der des geborenen Erzählers, der sich seiner leitenden Gedanken sicher ist, der seinen Stoff überschaut und sich gestattet, hier und dort mit einer persönlichen Bemerkung vor die Bühne des Dargestellten zu treten, anderwärts wiederum in der Lust des Mitteilens sich in das Abseitige und Absonderliche ableiten zu lassen. Selbstbewußt und selbstironisch, von stellenweise großartigem Gestaltungsvermögen und stellenweise abstrusem Nachgeben an das bloß Stoffliche, greift er nur in seltenen Fällen zur direkten Belehrung oder zum gedanklichen Exkurs, die andere ihm zeitgenössische Autoren mit weit größerer Vorliebe und zuweilen mit einer Virtuosität großen Stils handhaben. Wolfram schafft aus einem reichen und tiefen dichterischen *ingenium* und ist unter den deutschen Dichtern des Mittelalters sicher das größte Naturtalent mit der Eigenwüchsigkeit, aber auch Eigenwilligkeit und mitunter Absonderlichkeit einer einzigartigen poetischen Begabung, die mehr aus sich selbst als aus dem Reglement der herkömmlichen mittelalterlichen Poetik verstanden sein will. Wenn Wolfram

in einem nicht nur uns, sondern auch schon seinen Zeitgenossen stellenweise dunklen Stil schreibt, so liegt darin sicherlich nicht eine Anlehnung an den *ornatus difficilis* lateinischer Dichtungslehren oder an das *trobar clus* provenzalischer Dichter. Wenn uns seine Metaphorik ungewohnt, seine sprachlichen Symbole tief sinnig und hintergründig, dem Verstehen oftmals schwer zugänglich erscheinen mögen, so ist es doch abwegig, ein Verständnis dafür anderswo als in Wolframs durch die triviale literarische Schulung nicht gebrochenem poetischen Naturell zu suchen. Er ist um die literarische Disziplinierung seiner großen Zeitgenossen ärmer, reicher aber an sprachlicher und dichterischer Ursprünglichkeit.

Der Parzivaldichter besaß Einsicht und Selbsturteil genug, um die Eigenart seiner geistigen Person zu kennen. Im Prolog zu seinem Willehalm, dem zweiten epischen Werk, hat er sein künstlerisches Selbstbekenntnis mit großem Ernst abgelegt:

*swaz an den buochen stêt geschriben,
des bin ich künstelôs geliben:
niht anders ich gelêret bin,
wan hân ich kunst, die gît mir sin (2, 19—22).*

Das literarische Trivialstudium der *septem artes liberales* hat er nicht empfangen, darin ist er *künstelôs* und *ungelêret* geblieben; seine Kunst gründet sich vielmehr ganz allein auf die ihm vom Schöpfer verliehene Gabe der geistigen Empfänglichkeit und die Fähigkeit des Gestaltens in Wort, Gedanke und Bedeutung — alles dies von Wolfram zusammenfassend ausgedrückt in dem Wort *sin*. Dieses Selbstbekenntnis ist im Grunde schon im Parzival enthalten, wenn auch in etwas anderer, in ungemäßigterer Tonart: stärkeres ritterliches Selbstbewußtsein und schroffere Geringschätzung gelehrter Schulung. Dort sagt er zum ersten: *schildes ambet ist mîn art* (115, 11) und *ich bin Wolfram von Eschenbach unt kan ein teil mit sange* (114, 12—13). Und zum zweiten erklärt er mit etwas aufreizender Übertreibung: *ichne kan deheinen buochstap*, um sich sogleich über den öfter im Prolog ihrer Werke ausgesprochenen Bildungsstolz anderer höfischer Autoren lustig zu machen: *dâ nement genuoge ir urhap* (115, 27—28). Dennoch ist zu bemerken, daß Wolfram nicht schulmäßiges Wissen und Gelehrsamkeit an sich mißachtet, sondern er findet sie nur dem Manne ritterlicher Herkunft und ritterlicher Lebensführung nicht angemessen, nicht zugehörig und nicht geziemend. Dagegen zeigt er sich des ehrerbietigen und liebevollen Ver-

ständnisses fähig, wo er die Gestalt des gelehrten Mannes geistlichen Standes zeichnet, und folgt andächtig und hingegen dessen ausführlichen Unterweisungen in sakralem und profanem Wissen (IX. Buch).

IV. Wolfram von Eschenbach, wie hoch wir seine dichterische Leistung auch immer einschätzen mögen, ist nicht der Schöpfer des Parzival in dem Sinne, daß auch die *inventio* sein Eigen wäre. Die hauptsächlichsten Themen und Materialien schuldet er Dichtern romanischer Sprache, die er als Gralautoren und seine literarischen Vorgänger namentlich nennt: Chrétien von Troyes, den Meister des französischen höfischen Romans, der uns eine unvollendet gebliebene Gralerzählung (*Li contes del graal*) hinterlassen hat, und einen Provenzalen namens Kyot. Es ist bisher nicht gelungen, diesen Kyot, der nach Wolframs wiederholten Versicherungen ein Gralepos in französischer Sprache geschrieben haben soll, mit irgend einem Autor der überaus reichen altfranzösischen Überlieferung überzeugend zu identifizieren oder sichere Spuren dieses mysteriösen Dichters oder seines Werkes zu entdecken. Die Erfolglosigkeit aller bisherigen Bemühungen um eine Identifikation hat zu der heute in der Forschung verbreiteten Annahme geführt, daß dieser Kyot gar nicht existiert habe, sondern eine Fiktion Wolframs sei, der seinen Autor romanischer Zunge eigens zu dem Zweck erfunden hätte, seine teilweise tiefer eindringende und eigenständige Umgestaltung der klassischen Gralüberlieferung mit dessen Namen zu decken. Die wichtigsten und wirklich Wesentlichen betreffenden Verschiedenheiten des Parzival von Chrétiens *Conte del graal*, die unter allen überlieferten Gralerzählungen des Mittelalters als einzige miteinander vergleichbar sind, liegen darin: daß Wolfram, abweichend von dem Meister von Troyes, die Geschichte der Eltern Parzivals der Gralsuche des Sohnes vorausschiebt; daß der deutsche Dichter den Gral, einzigartig in der gesamten Überlieferung, als einen wundertätigen Stein aus den Urtagen der Schöpfung darstellt, während er bei Chrétien und in der klassischen Tradition als ein Gefäß erscheint, das seit dem Gralautor Robert von Boron (wahrscheinlich nach Chrétien, aber vor Wolfram oder etwa gleichzeitig mit ihm) mit dem Abendmahlskelche Jesu Christi gleichgesetzt wurde; daß Wolfram in Chrétiens Fragment nur ungefähr drei Viertel der Gralerzählung, die er mit bemerkenswerter Geschlossenheit zum Abschluß führte, hat vorfinden

können. Auf welche Weise diese Verschiedenheiten zustande gekommen sein mögen, dies zu erklären, ist die Hauptaufgabe des sog. Kyotproblems, dessen Lösung, von den einen in der Persönlichkeit des deutschen Dichters, von den anderen in noch undurchsichtigen literarischen Zusammenhängen jener Epoche gesucht, wegen seiner Kompliziertheit über die Klärung eines einfachen Quellenverhältnisses hinausgehen würde, sofern sie jemals überhaupt gelänge.

V. Wolfram von Eschenbach ist in das literarische Bewußtsein als der deutsche Graldichter *par excellence* eingegangen; doch unrecht wäre es, darüber seine übrigen Werke zu vergessen. In einem zweiten epischen Werk, dem Willehalm, an dem Wolfram i. J. 1217 noch arbeitete und das uns nicht in der völlig abgeschlossenen Form überliefert ist, wendet er sich einem Stoff aus der französischen Heldendichtung zu. Sein Willehalm als deutsche Bearbeitung einer *Chanson de geste*, der uns gleichfalls erhaltenen *Bataille d'Aliscans*, berichtet von den Taten des südfranzösischen Grafen Wilhelm von Orange in den Kämpfen zwischen Sarrazenen und Franken, zwischen Heiden und Christen an der unteren Rhone. In der ihm durch den Landgrafen Hermann I. von Thüringen wahrscheinlich literarisch zugekommenen alten Erzählung hat Wolfram die Problematik seiner Zeit zur Darstellung und Anschauung gebracht: einerseits das Thema der Minne, die sich über Schranken des irdischen Daseins hinwegsetzt, um im Einssein mit dem Geliebten eine höhere Daseinsform zu gewinnen; andererseits die Tragik eines weltumspannenden Rittertums, dessen Angehörige, auf beiden Seiten nach einem gemeinsamen Ideal höfischer Humanität geformt und durch den unüberbrückbaren Gegensatz der Religionen dennoch in Freund und Feind geschieden, sich auf dem Schlachtfeld gegenüberreten.

Als wahrscheinlich letztes episches Werk hat Wolfram von Eschenbach die Vorgeschichte zu einer Episode aus seinem Parzival zu schreiben begonnen, den sog. Titurel, dessen Inhalt, in Strophen von eigentümlicher Struktur aus je vier Langzeilen gegliedert und nur aus zwei Fragmenten bekannt, die unerfüllte und zum Unheil führende Minne zwischen Sigune und Schionatulander sein sollte, Sigune, die von ihrem Geliebten nach der Art höfischer Damen, wie sie in den Artusromanen dutzendfach auftreten, Gehorsam, ritterlichen Dienst und *aventurehafte* Wagnisse verlangt, verschuldet

auf solche Weise Schionatulanders Tod und ihr eigenes, lebenslang unerlöstes Leid.

Schließlich kennen wir Wolfram auch als Lyriker; von ihm sind acht Lieder im Stile und in den Liedformen seiner Zeit erhalten, fünf davon gehören einem bestimmten Typus damaliger Situationslyrik zu, dem sog. Tagelied. Es bringt, eine besondere äußere Situation in epischer Weise skizzenhaft andeutend, im Monolog, im Wechsel oder im Dreigespräch mit dem Wächter die Gefühle zweier Liebender in der inneren Situation des Scheidenmüssens im Angesicht des heraufdämmernden Morgens (aprov. *alba*, wovon diese Liedgattung im Romanischen den Namen *Alba* erhalten hat) nach verflorener Liebesnacht in Worten gegenseitigen Minnebetuerns und Trennungsschmerzes zum Ausdruck. Es ist bezeichnend für Wolframs im Grunde epische Natur, daß er reine Lyrik im Sinne des Minnesangs, d. h. endlose Reflexion über das Wesen der Minne und Analyse der durch sie hervorgerufenen Zuständlichkeiten in der Seele des höfischen Mannes, nicht geschaffen hat und daß er selbst in den wenigen Liedern, die der zeitgenössischen Minneliryk am nächsten stehen, seine menschlich und poetisch besondere Art an eigenwilligen Auffassungen und Sprachbildern zu erkennen gibt.

VI. Was wir über Wolframs äußere Lebensumstände wissen oder mit einiger Sicherheit vermuten können, ist nur dieses: Aus niederem Adel stammend, der in der Gegend von Ansbach in Mittelfranken ansässig war, lebte er in den Jahrzehnten von etwa 1170—1220. Es ist möglich, daß er Dienstmann der Grafen von Wertheim am Main gewesen ist, oft vermutet, daß er einen Teil seines Grolepos auf der Burg Wildenberg im Odenwald, die von den Herren von Durne erbaut wurde, verfaßt hat. Höhepunkte seines Daseins sind verschiedene Aufenthalte am Hof des Landgrafen Hermann I. (1190 bis 1217) gewesen, wo er anderen Dichtern seiner Zeit, unter ihnen Walther von der Vogelweide, begegnete und wo ihm der Auftrag zu seinem Willehalm erteilt wurde. Ferner darf man aus gewissen Detailkenntnissen Wolframs und aus genealogischen Anspielungen schließen, daß er auch die Steiermark im Laufe seines Lebens näher kennengelernt hat. Wir sind berechtigt anzunehmen, daß er sein Leben in der Weise welt-offenen und nicht zu seßhaften Rittertums geführt haben mag, wie er es im Anschluß an eine Erwähnung gerade steirischer Verhältnisse postuliert:

*swer schildes ambet üeben wil,
der muoz durchstrichen lande vil (499, 9—10).*

Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts stand sein Grabmal in seinem Heimatort; wir wissen es von einem Nürnberger Patrizier, der es besuchte und in seinem Reisetagebuch beschrieb.

Parzival.

Eingang.

1, 1—14 Grundgedanke des Epos: Religiöser Zweifel ist der Seele eines Mannes verderblich; erfüllt sie aber unverzagter Mut, so ist Hoffnung, daß er den Weg zum Himmel noch finde. Der Haltlose ist ganz der schwarzen Hölle verfallen; der Treugesinnte dagegen, der auch sich selbst zu überwinden vermag, hat teil am lichten Himmel. — 2, 1—16 Wirkung des Gedichtes auf die Leser. — 3, 3—10 Auch die Frauen mögen gute Lehren daraus ziehen. — 4, 9—26 Rückkehr des Gedankens zum Anfang; Hinweis auf den Helden der Erzählung.

Ist zwîvel herzen nâchgebûr,	1
daz muoz der sêle werden sûr.	
gesmæhet unde gezieret	
ist, swâ sich parrieret	
unverzaget mannes muot,	5
als agelstern varwe tuot.	
der mac dennoch wesen geil:	
wand an im sint beidiu teil	
des himels und der helle.	
der unstæte geselle	10
hât die swarzen varwe gar	
und wirt och nâch der vinster var:	

1, 4 swâ sich parrieret = der, in dessen Herzen sich dazu (zum Zweifel) unverzagter Mut gesellt. — 1, 6 Anspielung auf die schwarze und weiße Farbe der Elster.

sô habet sich an die blanken
der mit stæten gedanken.

— — — — —
wil ich triuwe vinden 2
aldâ si kan verschwinden,
als viur in dem brunnen
unt daz tou von der sunnen ?
ouch erkante ich nie sô wîsen man, 5
ern möhte gerne künde hân,
welher stiure disiu mære gernt
und waz si guoter lêre wernt.
dar an si nimmer des verzagent,
beidiu si vliehent unde jagent, 10
si entwîchent unde kêrent,
si lasternt unde êrent.
swer mit disen schanzen allen kan,
an dem hât witze wol gêtân,
der sich niht versîzet noch vergêt 15
und sich anders wol verstêt.

— — — — —
vor gote ich guoten wîben bite, 3
daz in rehtiu mâze volge mite.
scham ist ein slôz ob allen siten: 5
ich endarf in niht mêr heiles biten.
diu valsche erwirbet valschen prîs.
wie stæte ist ein dünnez îs,
daz ougestheize sunnen hât ?
ir lop vil balde alsus zergât. 10

— — — — —
ein mære wil i'u niuwen, 4
daz seit von grôzen triuwen, 10
wîplîchez wîbes reht,
und mannes manheit alsô sleht,

2, 1-4 sind die tumben, die Gedankenlosen, gemeint; triuwe ist aufrichtige Gesinnung, Hingabe. — 2, 9 dar an, d. i. mit Bezug darauf. — 10-12 als Objekte der Verba sind aus 1, 10-14 einerseits die unstæte, anderseits die stæte zu entnehmen. — 3, 3 guoten wîben ist Dativus ethicus (desgl. V. 6; in). — 7 diu valsche = diu unstæte. — 4, 9 i'u = ich iu(ch).

diu sich gein herte nie gebouc.
 sîn herze in dar an niht betrouc,
 er, stahel, swa er ze strîte quam, 15
 sîn hant dâ sigelichen nam
 vil manegen lobelichen pris.
 er, küene, træclîche wîs,
 (den helt ich alsus grûeze)
 er wîbes ougen sûeze, 20
 unt dâ bi wîbes herzen suht,
 vor missewende ein wâriu fluht.
 den ich hie zuo hân erkorn,
 er ist mæreshalp noch ungeborn,
 dem man dirre âventiure giht, 25
 und wunders vil des dran geschiht.

Erstes Buch:

GAHMURET UND BELAKANE.

Gahmuret, ein jüngerer Sohn des Königs von Anjou, zieht aus Abenteuerlust nach dem Morgenlande, wo er längere Zeit dem Kalifen von Bagdad dient. Von da kommt er nach Zazamank, befreit die Mohrenkönigin Belakane, die in ihrer Hauptstadt belagert wird, aus ihrer Bedrängnis und erhält als Lohn Hand und Reich der Königin. Er verläßt jedoch die Heidin bald, weil er sich nach weiteren kühnen Taten sehnt; beider Sohn ist Feirefiz¹⁾, wie eine Elster schwarz und weiß gefleckt.

Zweites Buch:

GAHMURET UND HERZELOYDE.

Gahmuret kommt nach Spanien und erscheint in glänzendem Aufzuge auf einem Turnier, das Herzeloyde von Waleis und Norgals nach der Hauptstadt Kanvoleiz ausgeschrieben hatte. Er gewinnt den Preis, Hand und

4, 14 dar an = in der Erwartung. — 15 „ihn, der wie Stahl war“
¹⁾ d. i. afrz. vaire fiz, der bunte Sohn. — mæreshalp = wegen der Geschichte (für die G.).

Reich der Herzeloide; doch ist auch dies Glück von kurzer Dauer. Auf die Nachricht, daß sein Freund, der Kalif von Bagdad, in Bedrängnis sei, eilt er ihm zu Hilfe. Herzeloide harret ein halbes Jahr vergeblich auf seine Heimkehr. Schon vorher durch bange Träume erschreckt, empfängt sie die Nachricht von seinem Tode unter herzerreißenden Klagen. Vierzehn Tage danach wird Parzival geboren.

Drittes Buch:

PARZIVALS JUGEND UND EINTRITT IN
DIE WELT.

Frou Herzeloide diu rîche	116
ir drier lande wart ein gast:	
si truoc der freuden mangels last.	30
der valsch sô gar an ir verswant,	117
ouge noch ôre in nie dâ vant.	
ein nebel was ir diu sunne:	
si vlôch der werlde wunne.	
ir was gelîch naht unt der tac:	5
ir herze niht wan jâmers phlac.	
Sich zôch diu frouwe jâmers balt	
ûz ir lande in einen walt,	
zer waste in Soltâne;	
niht durch bluomen ûf die plâne.	10
ir herzen jâmer was sô ganz,	
sine kêrte sich an keinen kranz,	
er wære rôt oder val.	
si brâhte dar durch flûhtesal	
des werden Gahmuretes kint.	15
liute, die bi ir dâ sint,	
mûezen bûwen und riuten.	
si kunde wol getriuten	
ir sun. ê daz sich der versan,	

116, 29 d. i. sie gab Wales, Norgals und Anschouwe auf. — 117, 9 Wolfram hat das afrz. Adjektiv soltaine (einsam) bei Chrestien als Substantiv gefaßt.

ir vole si gar für sich gewan: 20
 ez wære man oder wip,
 den gebôt si allen an den lîp,
 daz se immer rîters wurden lût.

„wan friesche daz mîns herzen trût,
 welch rîters leben wære, 25
 daz wurde mir vil swære.
 nu habt iuch an der witze kraft
 und helt in alle rîterschaft.“

Der site fuor angestliche vart.
 der knappe alsus verborgen wart 118
 zer waste in Soltâne erzogen,
 an küneclicher fuore betrogen;
 ez enmôht an eime site sîn:
 bogen unde bôlzelîn
 die sneit er mit sîn selbes hant, 5
 und schôz vil vogeles die er vant.
 swenne aber er den vogel erschôz,
 des schal von sange ê was sô grôz,
 sô weinde er unde roufte sich,
 an sîn hâr kêrt er gerich. 10
 sîn lîp was klâr unde fier:
 ûf dem plân am rivier
 twuog er sich alle morgen.
 erne kunde niht gesorgen,
 ez enwære ob im der vogelsanc, 15
 die süeze in sîn herze dranc:
 daz erstracte im sîniu brüstelîn.
 al weinde er lief zer künegin.
 sô sprach si: „wer hât dir getân?
 du wære hin ûz ûf den plân.“ 20
 ern kunde es ir gesagen niht,
 als kinden lihte noch geschiht.
 dem mære gienc si lange nâch.

117, 27 „nun nehmt euren Verstand zusammen“. — 118, 14 gesorgen = sich Sorgen machen. — 16 „die“ mitteldeutsche Form für „der“. — 18 weinde = weinende. — 19 Objekt zu getân ist „etwas“.

eins tages si in kapfen sach
 ûf die boume nâch der voegele schal. 25
 si wart wol innen daz zeswal
 von der stimme ir Kindes brust
 des twang in art und sîn gelust.
 frou Herzeloide kêrt ir haz
 an die voegele, sine wesse um waz:
 si wolt ir schal verkrenken. 119
 ir bûliute unde ir enken
 die hiez si vaste gâhen,
 voegele wûrgen und vâhen.
 die voegele wâren baz geriten: 5
 etsliches sterben wart vermiten:
 der bleip dâ lebendic ein teil,
 die sît mit sange wurden geil.
 Der knappe sprach zer kûnegîn:
 „waz wîzet man den vogelîn?“ 10
 er gerte in frides sâ zestunt.
 sîn muoter kuste in an den munt,
 diu sprach: „wes wende ich sîn gebot,
 der doch ist der hœhste got?
 suln voegele durch mich freude lân?“ 15
 der knappe sprach zer muoter sân:
 „ôwê muoter, waz ist got?“
 „sun, ich sage dirz âne spot:
 er ist noch liehter denne der tac,
 der antlitzes sich bewac 20
 nâch menschen antlitze.
 sun, merke eine witze
 und flêhe in umbe dîne nôt:
 sîn triwe der werlde ie helfe bôt.
 sô heizet einr der helle wirt: 25
 der ist swarz, untriwe in niht verbirt.
 von dem kêr dîne gedanke,
 und och von zwîvels wanke.“

119, 11 sâ zestunt ist verstärktes sâ. — 18 âne spot = aufrichtig. —
 20f. „der ein Antlitz wie das eines Menschen angenommen hatte“. —